

schlugen ihre Trommeln und schwenkten rote Fahnen. Die Kindermädchen hielten sich die Ohren zu, doch Tatjana blieb stehen und versuchte, die weißen Buchstaben zu entziffern: »Stolz auf die neue Maschine«. Toll! Tatjana schaute diesen Burschen zu und wünschte sich sehnlich, auch so eine riesige rote Fahne zu tragen. Wie hätte es einem Kind im Land des zunehmenden Infantilismus auch nicht gefallen sollen?

Jeden Tag gingen sie zum Zeitungskiosk. Während die sowjetischen Männer für die *Prawda* Schlange standen, kauften die Gouvernanten Literaturzeitschriften wie *Znamja*, *Moskwa* und *Sewernoje sijanije*. Nach diesem täglichen Ritual gingen sie mit einem ganzen Stapel Papier spazieren. Das war alles so faszinierend! Immer wieder blieb Tatjana stehen, um irgendwo ein neues Wort zu lesen.

»Was ist ein Pro-let-kult?«

»Nichts Wichtiges«, grummelten die alten Damen einmütig.

»Ich bin in die Schule Nr. 4 gekommen. Eine Versuchsschule mit ästhetischer Erziehung, eine Ganztageschule. Wir wurden von morgens bis abends beschäftigt. Allgemeinbildung bis zum Mittag, Zeichnen, Rhythmik und Modellieren nachmittags. Der Vater war zufrieden, die Kindermädchen anscheinend auch. Einmal hat am Abend ein Freund meines Vaters gefragt, in welche Schule ich gehe, und ich hab stolz gesagt, in eine Schule für Kinder begabter Eltern. Ein sehr treffender Versprecher. Im Grunde war es auch so. In diese Schule haben sie nicht jeden aufgenommen. Hier wurden die Sprösslinge der Elite unterrichtet. Bei den bloßen Namen unserer Eltern fielen die meisten Bürger des neuen Staates fast in Ohnmacht, aber was ging das uns an? Kinder sind Kinder ...«

Während Tatjana Quadrate formte, hatte ihr Vater Alexej Alexejewitsch Bely ständig in Europa zu tun. 1924 musste er wieder umziehen, diesmal in die Schweiz. Bely pendelte zwischen Genf und Berlin, und Tatjana blieb, trotz all ihrer neuen Hauslehrer, sich selbst überlassen. Bern, Lausanne, Zürich. Burgen, Berge, Städte. Zusammen mit ihren Erziehern reiste sie durch die Schweiz und kam gar nicht auf die Idee, dass sie einmal nach Moskau zurückkehren sollte.

Den Frühling 1929 verbrachte Tatjana allein. Papa hatte vor allem in Zürich zu tun, und sie konnte sich vom Tessin nicht losreißen – Bellinzona, Locarno, Chiasso. Sie hatte Papier mit und Kreiden und zeichnete fast jeden Tag ein anderes Städtchen. Einmal – sie meint sich zu erinnern, dass es ein Sonntag war – fuhr Tatjana nach Porlezza, ein kleines Dorf in Italien, gleich hinter der Grenze. Ein Dutzend Steinhäuser, anderthalb Kirchen. Alles da: Wein, Platanen, Glockenläuten. Sie saß am Seeufer und zeichnete, als ein hübscher Bursche an sie herantrat. Groß, gebräunt und schwarzhaarig. Er schlug ihr einen Spaziergang vor, und Tatjana Alexejewna dachte: Warum auch nicht? Sie scherzten, er erzählte ihr die Geschichte des Dorfes, sie sprachen vom neuen Menschen. Nichts Spektakuläres – eine belanglose, aber nette Unterhaltung. Sie erzählte ihm von Russland, und er sagte, er sei noch nicht mal in Mailand gewesen. Sie verplauderten den ganzen Tag, und als Tatjana merkte, dass sie den letzten Dampfer nach

Lugano verpasst hatte, nahm sie sich ein Zimmer in einer kleinen Herberge auf der winzigen Via San Michele.

Am nächsten Morgen gab es Frühstück. Kaffee und fabelhaftes Gebäck, für das man seine Seele dem Teufel verkauft hätte. Er sah ihr geradewegs auf die Nasenwurzel, und sie senkte verlegen den Blick. An diesem Tag nahmen sie aus dem Gasthaus trockenes Brot mit und fütterten damit die Schwäne, die auf die Uferwiese kamen. Sie betrachtete den See und versuchte, ihn sich für immer einzuprägen – sie hatte das Gefühl, sie würde niemals etwas Schöneres sehen. Am Abend, als am dunklen Himmel die Fledermäuse zu kreisen begannen, erschrak sie nicht einmal – hier war alles so friedlich.

Ein paar Tage verflogen. Die Verliebten streiften durch die Berge und fingen Fische, sprangen von Felsen ins Wasser und küssten sich. Tatjana wurde klar, dass dieser Italiener ihr erster Mann werden sollte, aber leider passierte an dem Abend, an dem sie es tun wollten, etwas Schreckliches – Tatjana Alexejewna Belaja nieste ...

»Und im Sand, direkt vor unseren Füßen, ist etwas Schleimiges gelandet. Auf gut Deutsch, mir ist Rotz aus der Nase geflutscht, ein riesiger grüner Klumpen. Ich hab mich so geschämt! Ich wollte davonrennen, aber vor lauter Scham war ich wie versteinert. Kann man sich etwas Fürchterlicheres vorstellen? Überlegen Sie doch mal: ein verliebtes Mädchen, und schwupp – ein Riesenrotzklumpen!«

Romeo wollte ein Gentleman sein. Er trat darauf und rieb den Schleim in den Sandboden hinein, aber das machte alles nur noch schlimmer. Jetzt war der Rotz im Sand und an seiner Schuhsohle. Romeo lächelte, versuchte, sie aufzuheitern, fragte etwas in der Art, wie denn das auf Russisch hieße, doch Tatjana begann zu heulen. Nie zuvor hatte sie so erbärmlich geschluchzt. Romeo wollte sie umarmen, aber das Mädchen stieß ihn weg und rannte zum Hotel.

Ein paar Tage verbrachte Tatjana Alexejewna heulend in ihrem Zimmer. Romeo stand unter dem Balkon, doch Julia ließ die Fensterläden zu. Julia war erkältet, schämte sich zu Tode und hatte 39 Grad Fieber. Ein Arzt stattete ihr einen Hausbesuch ab, und in ihrer Verzweiflung hätte sie am liebsten alle Tabletten aus seinem edlen Lederkoffer auf einmal geschluckt. Als der Arzt weg war, klopfte der Portier. Der wildfremde, aber mitfühlende Italiener bat sie, den armen Romeo doch endlich hereinzulassen. Im Nachbarzimmer zog eine russische Familie ein. Weiße Emigranten, die stundenlang über die Rolle der ›hohen Literatur‹ debattierten. Dabei war ihnen in der Schweiz das Geld ausgegangen, weswegen sie die Aufgaben und Pflichten der russischen Literatur nun in dem kleinen italienischen Dorf durchkauten. Tatjana Alexejewna saß an die dünne Wand gelehnt da, putzte sich die laufende Nase und hörte: Die Aufgabe der russischen Schriftsteller besteht (zuallererst!) darin, die Möglichkeiten und den Reichtum ihrer großen Sprache zu demonstrieren. Vor ihrem geistigen Auge verschmierte Romeo Rotz im Sand, während die Frau hinter der Wand immer wieder betonte, dass der Schriftsteller seine Stimme – unter Wahrung der Tradition – universell und kraftvoll erheben müsse. »Es gibt keine großen Bücher mehr!«, stellte die Frau hinter der Wand fest. »Alle Romane, die von Papa ausgenommen, sind farblos und abgeschmackt. Wir leben in außerordentlich unfruchtbaren Zeiten! In den letzten Jahren haben wir – ich

wiederhole, Papas Buch ausgenommen – vielleicht ein, zwei gute Texte gesehen, zwei, drei waren nicht übel und fünf immerhin passabel.«

Romeo verschmierte Rotz im Sand, und die russische Literatur siechte dahin. Romeo rieb einen Schleimklumpen in die italienische Erde, und die große russische Literatur war am Ende. Hin und her, wie ein Tänzer, schwang Romeo sein Bein, und Tatjana fühlte sich schrecklich unglücklich und verliebt.

»In der Nacht vor meiner Abreise ist mein Geliebter zum Fenster hereingeklettert. Ich hab so laut geschrien, dass er mir nur einen Brief hinwerfen konnte und wieder hinausgesprungen ist ... Er schrieb darin, dass er sein Leben lang auf mich warten würde, nicht in Verona, sondern hier, am Luganersee, im kleinen italienischen Dorf Porlezza.

›Das werden wir ja sehen‹, hab ich gedacht.«

»Aber Sie waren wieder gesund?«

»Wie bitte?«

»Ich sagte, Sie waren wieder gesund? Vorbei mit Rotz und Schleim?«

»Ach, das ... Nein, das war nicht vorbei. Genesen war ich noch nicht, bin aber trotzdem abgereist. Papa hat jemanden geschickt, der mich abgeholt hat, und auf der Fahrt nach Zürich hab ich erfahren, dass mein Vater krank ist.

›Sein Zustand ist nicht kritisch, aber die Ärzte raten ihm, für alle Fälle nach Moskau zurückzukehren.«

›Für alle Fälle? Wie meinen Sie das?‹, hab ich gefragt.

›Das werden Sie selber sehen‹, war die Antwort des Fahrers ...«

Ihr Vater lag im Sterben. Eine Lungenentzündung, die sich zur Familientragödie auswuchs. Obwohl es niemand aussprach, wussten alle, dass sie nach Moskau fahren, um Alexej Alexejewitsch dort zu beerdigen. Ein paar Wochen vor seinem Tod schaffte er es dank seiner Beziehungen noch, seine Tochter an der Universität zu immatrikulieren. Das war, im Herbst 1929, die zweite, schicksalhafte Reise nach Moskau.

Gegen Ende des ersten Studienjahres trat ein gesichtsloser Mensch an Tatjana heran. Er zog sie zur Seite und fragte:

»Wie viele Sprachen beherrschen Sie?«

»Wer sind Sie?«

»Antworten Sie!«

»Französisch, Italienisch, Englisch, Deutsch und Russisch.«

»Alle akzentfrei?«

»Akzentfrei nur Sowjetisch!«, antwortete das Mädchen mit spöttischem Lächeln.

»Der Unbekannte hat mich untergehakt und erklärt, dass ich nichts zu befürchten habe. Erstens sei mein Vater ein zuverlässiger Mensch gewesen, zweitens würde ich die Gelegenheit erhalten, der Sache des Großen Oktober zu dienen.«

Tatjana Alexejewna hatte keine Angst. Zumindest damals nicht. Sie war einfach vollkommen ahnungslos, weshalb sie auf diese Rekrutierung auch keineswegs eingeschüchtert reagierte.

»Ich habe gelacht und mich von ihm losgerissen: ›Ihren verregneten Monat können Sie gern behalten!‹ Er hat milde gelächelt und ist mir durch den Flur gefolgt. Ein paar Minuten später hat mir der Mann von den Sicherheitsorganen Kurse in Stenographie und Maschinenschreiben angeboten. Das klang schon interessanter!

›Wozu?‹, hab ich gefragt. Er hat es mir erklärt. Seine Argumente schienen mir überzeugend, also hab ich ja gesagt. So bin ich, ein Jahr nach meinem Umzug nach Moskau, Sekretärin im NKID geworden.«

»Was ist das NKID?«

»Das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten, das heutige Außenministerium. Ein beeindruckender Ort! In der ersten Zeit hat es mir, glaub ich, sogar gefallen. Interessante Leute, spannende Arbeit. Eine andere Welt! Die nichts gemein hatte mit dem, was ich auf der Straße sah. Nach Europa konnte ich jetzt nicht mehr fahren, dafür brachte mich meine Arbeit geistig meinem Zuhause näher.«

Mit der Zeit vertraute man ihr. Jeden Tag gingen Dutzende Dokumente durch ihre Hände. Verschlüsselte Botschaften, Berichte, Anträge ausländischer Staatsbürger. Briefe von Kommunisten aus dem Ausland, Übersetzungen und Appelle. In ihrem Dienstzimmer herrsche ewiger Herbst, sagte sie gern, weil ständig Blätter auf ihren Schreibtisch segelten.

»Und dann hab ich einen Freund gefunden! Ja, einen richtigen Freund. Pawel Asarow. Er war nur ein Jahr jünger als ich. Jung, gebildet und lustig. So wie ich war er im Ausland geboren, aber nicht in London, sondern in Genua. Pascha hat mal gesagt, dass wir beide viel gemeinsam hätten, weil die Genuesen den Engländern die Fahne mit dem roten Kreuz geschenkt haben. Wir waren jünger als die meisten anderen Kollegen und hatten noch dazu ähnliche Erinnerungen. Mailand, Verona, der Gardasee. Die schönsten Orte waren in unserem gemeinsamen Gedächtnis archiviert. Ich war für die Dokumente zuständig, Pascha war Assistent des Volkskommissars. Ich mochte ihn, wusste aber

auch, dass zwischen uns nie etwas sein würde – wir waren Kumpel, wie zwei kleine Jungs.«

Das Volkskommissariat für Auswärtiges lag damals am Kusnezki Most. In der Mittagspause saßen die Freunde oft auf dem kleinen Platz gegenüber. Tatjana sah den vorüberfahrenden englischen Leyland-Bussen nach und stellte sich vor, nach London zurückzugehen.

»Wir hatten sogar so ein Spiel: Wir haben die Augen geschlossen und den anderen in die Heimatstadt mitgenommen. Asarow hat mich durch Genua geführt, und ich war mit ihm auf der Tite Street spazieren, wo Mark Twain und Oscar Wilde gelebt haben, auf der Tite Street, wo auch mein Zuhause einmal war.«

Die Nachbarin wiederholt das Wort »Zuhause«, und ich drifte ab. Verblüffend, wie vertraute, abgegriffene Wörter plötzlich einen ganz neuen Sinn erhalten können. Von jetzt an werde ich mit diesem Wort einen neuen Ort in einer anderen Stadt meinen. Das Zuhause von früher und das eben erst entstehende Zuhause, das Zuhause der Kindheit und das Zuhause der Stille. Mein Blick fällt auf die Einkaufstaschen mit dem Essen, und ich denke, dass ich Mama anrufen muss und fragen, wie es meiner Tochter geht.

»Sie haben zweimal auf die Uhr geschaut, Sascha. Interessiert Sie das alles gar nicht?«

»Doch, doch! Es interessiert mich ... Wissen Sie, es ist nur gerade alles nicht so leicht. Der Umzug, das andere Land. Ich fühle mich ein bisschen verloren.«

»Warum sind Sie hierhergezogen?«

»Ich hab gedacht, das ist besser für meine Tochter.«

»Ist sie hübsch?«

»Weiß nicht, das ist noch schwer zu sagen.«

»Ich war kein hübsches Kind. Andere sehen mit acht noch aus wie hässliche Entlein, aber dann verwandeln sie sich und sind mit zehn gar nicht übel, doch das war bei mir nicht der Fall. Genau wie die Sowjetunion war ich in meiner Hässlichkeit stabil. Ich glaube, ich muss zwölf gewesen sein, als mein Papa mir einmal sagte: ›Mach dir nichts draus, dafür bist du klug!«

Männer sind wirklich unsensible Wesen! Es müsste mal einer kommen und ihnen erklären, dass ein einziger solcher Satz genügt, ein Mädchen für das ganze Leben zu traumatisieren! Von da an hatte ich immer Komplexe. Was meinen Vater allerdings wenig gekümmert hat – er war dabei, eine neue, vollkommene Welt aufzubauen. Und während er die Beziehungen zum Westen zu retten versuchte, hab ich meine Kindermädchen immer wieder gefragt, warum Papa mich nicht liebhat. Die Tanten haben nicht geantwortet, mir nur über den Kopf gestreichelt. Und Papa hat sogar nachgelegt! Wieder in Moskau, kurz vor seinem Tod, ist er auf dieses Gespräch zurückgekommen:

›Eigentlich bist du sogar sehr schön! Es muss nur einer kommen, der deine Schönheit erkennen kann.« Dabei hätte er es auch belassen können, aber er hat hinzugefügt: ›Du bist wie ein konstruktivistisches Bauwerk!«

Ja, stellen Sie sich vor, genau so hat er das gesagt: